

THEOLOGISCHE REVUE

117. Jahrgang

– Februar 2021 –

Negel, Joachim: Freundschaft. Von der Vielfalt und Tiefe einer Lebensform. – Freiburg: Herder 2020. 533 S., geb. € 45,00 ISBN: 978-3-451-38595-7

Joachim Negel hat einen mehr als 500-seitigen Band über den theologischen Wert, die Formen und Normen der Freundschaft vorgelegt – einem Phänomen, das die theologische Theorielandschaft zweifellos vielfach streift, das aber neben anderen, vielleicht dramatischer anmutenden Fragen der Existenz – der Liebe, dem Tod – häufig unterbestimmt bleiben dürfte. Erklärtes Ziel der insgesamt 20 Essays ist es, die Facetten des Phänomens Freundschaft darzustellen (17), und die Lektüre bestätigt, dass dieses Ziel vollumfassend erreicht ist: Der Band ist gespickt mit Literaturzitatzen, lyrischen Versen, Hinweisen zu Musikstücken und Abbildungen von Kunstwerken, die die vorgestellten Überlegungen anreichern. Sie alle kommen N.s Anliegen entgegen, die Bedeutung von Freundschaft phänomenologisch zu erschließen, also einer Erfahrung das Wort zu erteilen, deren vorschnelle normative Einfriedung womöglich einem Verlust gleichkäme. Trotzdem scheint (mir) dieser methodische Anspruch nur bedingt erfüllt zu sein. Denn die Erfahrungen, die hier angesprochen werden, sind selbst noch angesichts der ausgebreiteten Pluralität vielfach derartig selektiv, dass die sie bedingenden Vorentscheidungen ein ausgesprochen gezähmtes Bild von Freundschaft entwerfen: So steht von Anfang an fest, dass das zu verhandelnde Phänomen seinen Ort ausschließlich in der Beziehung zwischen Menschen bzw. zwischen Gott und Mensch habe – eine Entscheidung, die im Kontext des Anthropozäns ebenso (selbst-)verständlich wie fatal sein dürfte; die Freundschaft vieler Heiliger zu Tieren etwa entgeht dem Band damit. Ebenso kommentiert N. im ersten Kap. unter der Überschrift „Umblicke“ (13–58) acht (ausschließlich klassische) Kunstwerke, die zwar jeweils unterschiedliche Themenschwerpunkte auf das Phänomen der „Freundschaft“ erlauben, dennoch allesamt von Männern stammen. Das ist nicht verwerflich, wirft aber Fragen auf, wenn der Anspruch darin besteht, eine Pluriformität von Wahrnehmungen und Erfahrungen abzubilden.

Den eigentlichen Hauptteil („Einblicke“, 59–490) bilden fünfzehn Unterkap., die einen Bogen von der antik-griechischen Philosophie – insbes. der Unterteilung der Freundschaft in *philia*, *agape* und *eros* – bis hin zur Trinitätslehre spannen, die als „Inbild theandrischer Freundschaft“ (469ff) verstanden wird. Dieser Gedankengang folgt nicht nur dem Muster, zwischen der natürlichen Vernunft(religion) und der Offenbarung zu vermitteln, sondern setzt zudem auf die (wohl etwas formalistische) Synthese, dass die Trinität der „Ineinsfall von *Eros*, *Philia* und *Agape*“ (102) sei. Daraus wiederum wird der normative Anspruch abgeleitet, dass Christsein bedeute „im starken Sinne des Wortes freundschaftsfähig zu sein. Freundschaftsfähig ist, wer liebesfähig ist. Liebesfähigkeit aber impliziert – Gottesfähigkeit.“ (105) Assoziative Ineinssetzungen wie diese zählen einerseits zu den Stärken des Bandes, weil sie mitunter über große Distanzen hinweg Verbindungen aufzeigen; sie

führen vielfach aber auch zu Unklarheiten im Hinblick darauf, welchen semantischen Mehrwert die Gleichsetzung von Liebe und Freundschaft für eine Erhellung letzterer bieten soll. Einen Hinweis dazu gibt N., wenn er fragt, ob „sich ein impliziter Gottesglaube gleichsam von selbst realisiert, so man nur konsequent den Themen nachgeht, vor die uns das Phänomen ‚Freundschaft‘ stellt?“ (115) Diesem erklärten Ideal einer natürlichen Gottesbeziehung über die *via positiva* der Freundschaft(en) steht allerdings N.s kulturpessimistische Einschätzung entgegen, dass Freundschaft dann reduktionistisch sei, wenn sie „auf ein ausschließlich menschliches Phänomen“ (113) bezogen sei, also einer Form der Selbstgenügsamkeit huldige. Diese Doppelperspektive prägt an vielen Stellen seinen Blick auf das zu deutende Phänomen: neben der eigentlichen, „tiefen“ Freundschaft gäbe es triviale, regelrecht minderwertige Freundschaftsgenerika, die medial oder hedonistisch deformiert (188f) seien oder durch ungenügende „Selbstzähmung“ einer „infantil-regressive[n] bzw. narzisstische[n] Versuchung“ (248) gleichkämen, letztlich doch nur „mit den eigenen Ursprüngen identisch werden zu wollen“ (249). Besonders deutlich zeigt sich dies in den Kap.n, die das Motiv der Freundschaft sexualethisch beleuchten. Auch die Ehe könne schließlich als Freundschaft begriffen werden, so N. Stark sind seine Ausführungen dort, wo er die Folgenlosigkeit der (ausgesprochen) zaghaften Neubesinnung des Lehramts hinsichtlich der Bewertung homosexueller Liebe kritisiert und sich gegen die heteronormative Blickverengung der Kirche ausspricht (218ff). Dem schließen sich Überlegungen zum Verhältnis von Askese und Freundschaft sowie zu den Eremiten und Koinobiten an, von denen her N. insbes. das Motiv der Keuschheit als freundschaftliche Tugend zu erschließen sucht: Ebenso wenig wie Gott als dauernd verfügbar aufgefasst werden kann, könne dies für Freundschafts- und Liebesverhältnisse gelten (255). Auch wenn es keine Einwände gegen diese theologische Einschätzung gibt, wird man spätestens bei den ethischen Folgerungen, die N. daraus ableitet, fragen müssen, ob hier nicht ein Scheingegner zunächst groß gemacht wird, an dem dann die eigene Position profiliert werden kann – etwa wenn N. folgert: „So sehr der geschlechtlichen Lust in ihrer animalischen Unschuld ein tiefer Eigenwert zukommt, so wenig wird man sich ihr gedankenlos überlassen“ (253). Überhaupt ist es das (nur noch bedingt phänomenologisch zu nennende) Verdachtsmoment gegenüber den Untiefen des „gedankenlosen“ Alltags und der bloßen Immanenz, die diesen Band an vielen Stellen ausmacht; so fragt N. danach, was „uns dies alles sagen könnte in einer Welt, in welcher der sog. ‚Single‘ [...] zum großstädtischen Normalfall wird“ (267): einerseits solle es durchaus „neue Mönche“ (289) geben, zugleich aber sei allein die Religion die Rettung des Singles vor der „Versingelung“ (277). Was beide unterscheidet, sei das Moment der Transzendenz, das N. insbes. über Hartmut Rosas Resonanzkonzept erschließen will, aber gleichwohl semantisch gesteigert. Es ginge bei der Freundschaft wie in der Gottesbeziehung um eine „Tiefenresonanz“ (393), in der Innen und Außen etwa im Gebet ineinander übergängen (395ff), bei der Ich und Du keine unüberbrückbaren Grenzen markierten. Auch die freundschaftliche Ambivalenz von Nähe und Ferne (die „inverse Relation“) lasse sich „ungezwungen lesen als geschichtlicher Abglanz der perichoretischen Nähe-Abstands-Verhältnisse“ (474). Spätestens hier kann man der Frage nicht mehr gänzlich entkommen, was genau mit der überschussfreien Identifikation theologischer Konzepte mit dem Thema des Buches eigentlich über das (an sich wenig aussagekräftige) Moment der Relationalität hinaus noch gesagt werden soll.

N.s Entwurf betont – sicher nicht ganz zu Unrecht – die Transzendenz von Freundschaft und gehorcht paradoxerweise gerade darin an vielen Stellen doch noch dem kulturkapitalistischen Motiv der Optimierung. Auch die Freundschaft müsse auf eine höhere Stufe gestellt und transzendiert werden. Insbes. aber fällt auf, dass vielleicht auch deswegen die „ganz profanen“ politischen Fragen

fast vollständig ausgeklammert werden; die individualethische Verengung führt an vielen Stellen zu einer unterbrechungsresistenten – und wie N. selbst einräumt: oft tautologischen (406) – Kette von Verweisstrukturen, die nicht zuletzt der (vielleicht zu stark vereinfachten) Deutung der Trinität als Relationalität geschuldet ist. Zu welchen politischen und theologischen Solidaritäten Freundschaft führen kann und soll, dazu liest man hier noch etwas zu wenig.

Über den Autor:

Simone Horstmann, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Katholische Theologie der Technischen Universität Dortmund (simone.horstmann@tu-dortmund.de)